basler stadtbuch cms
Christoph Merian Stiftung

Ein Berliner Brief [Jacob Burckhardt]

Autor(en): Albert Burckhardt-Finsler

Quelle: Basler Jahrbuch

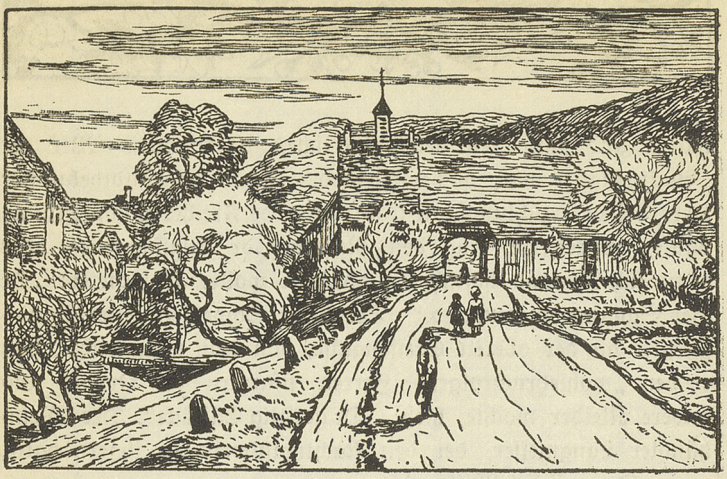
Jahr: 1907

https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/72d82592-0e22-4a23-a8ad-4b48ea8bd8c3

Nutzungsbedingungen
Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform baslerstadtbuch.ch ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.
http://www.cms-basel.ch
https://www.baslerstadtbuch.ch



Ein Berliner Brief.

Von A. Burckhardt-Finsler.

Der Brief, den wir hier wiedergeben, wurde im März des Jahres 1840 von einem Basler Studenten geschrieben, der in der Folgezeit als Gelehrter zu höchstem Ansehen gelangt ist. Gerichtet wurde er an eine ehemalige Dienerin des väterlichen Hauses in Basel. Er ist auch dem Bildungsstand der Adressatin in liebenswürdiger Weise anbequemt und spricht für eine rührende Anhänglichkeit des Schreibers an die Empfängerin. Daß auch die ganze Denkweise des Erstern sich hier klar und unverhohlen wiederspiegelt, wird jedem Leser, der unschwer den Namen des Berliner Studenten erraten wird, einleuchten.

Daß der Brief eines allgemeinen Interesses wert ist, scheint uns unzweifelhaft zu sein. Spricht er doch, wie kaum ein anderes Dokument, ohne es zu wollen, für die gewaltige Entwicklung der preußischen Hauptstadt in den letzten 60 bis 70 Jahren. Was für ein bescheidenes Gemeinwesen tritt uns hier — es handelt sich um die letzten Tage Friedrich Wilhelms III. — trotz der ansehnlichen Bevölkerungszahl ent-

gegen im Vergleich zu der heutigen großartigen Reichshauptstadt, die sich anschickt, den alten Metropolen Europas den Rang streitig zu machen.

Vielleicht hat die Sehnsucht nach dem lieben Basel den Schreiber verleitet, in diesem oder jenem Punkte auch dem damaligen Berlin gegenüber etwas ungerecht zu sein, allein im Allgemeinen wird die Schilderung wohl stimmen, und wir freuen uns, sie hier wiedergeben zu dürfen als einen Beitrag zur historischen Topographie der Reichshauptstadt und zugleich als eine charakteristische Äußerung des hochverehrten Briefschreibers.

* * *

Berlin, Sonntags den 22. März 1840.

Liebes Dörli!

Zehn Jahre und vier Tage nach dem Tode meiner unvergeßlichen Mutter setze ich mich hin, um Dir endlich den lange versprochenen Brief zu schreiben. Du hättest glauben können, ich habe Dich vergessen, wenn Du nicht sonst wüßtest, daß dies nicht der Fall ist; ich wollte jedesmal, wenn ich an den Vater schrieb, für Dich etwas beilegen, aber da war ich meist sehr pressiert, weil ich es immer auf den Nothknopf ankommen ließ; auch ist man nicht immer in der Stimmung, einen Brief zu schreiben, der den Empfänger freuen kann.

Ich lebe hier natürlich sehr eingezogen, und wünsche es auch nicht anders, ich habe einige gute Leute, an die ich empfohlen bin, sonst besuche ich außer meinen Landsleuten niemanden, da ich gar viel zu arbeiten habe. Auch ist Berlin ein ganz widerwärtiger Ort; eine langweilige, große Stadt in einer unabsehbaren, sandigen Ebene. Viele Stunden herum ist kein guter Acker; Obst wächst der Kälte wegen nicht mehr; nichts als Fohren und etwa Buchen, deshalb ist hier alles arm, selbst die vornehmen Leute haben lange nicht so viel als die Basler-

herren, und Herr Christoph Merian hat ein viel größeres Einkommen als der Kronprinz von Preußen; denn dieser hat jährlich nur 270,000 Franken und muß daraus eine Menge Leute erhalten, während Herr Merian vielleicht ebensoviel auf die Seite legt.

Die Stadt ist sehr groß, und man kann sich leicht verlaufen, so daß man weder Weg noch Steg weiß und fragen muß; denn in einer Zeit von vier Monaten kann man unmöglich alle Gassen kennen lernen. Ich wohne in dem neuern Theile der Stadt, welchen man die Friedrichsstadt nennt, weil ihn der alte Fritz erbaut hat. In dieser Friedrichsstadt sind lauter gerade Straßen; die Straße, wo ich wohne, geht von einem schönen Thor bis zum königlichen Schloß und ist 20 Minuten lang; sie ist die breiteste und schönste Straße von Berlin und enthält vier Reihen von Linden, weshalb man es „unter den Linden" nennt. Du wirst denken, ich mache mir es bequem, indem ich die schönste Straße auswähle, aber ich wohne eben nicht vorne heraus, sondern im zweiten Hofe, wo man die Zimmer nicht theurer bezahlt als in andern Gassen. Die vordern Zimmer haben zwei Grafen und eine Gräfin entlehnt, die jedes eine besondre Parthei ausmachen; die Leute schränken sich sehr ein mit dem Platz, und deshalb kann man nicht wie bei uns eine Menge von alten Möbeln haben, sondern was man gerade nicht brauchen kann, das bekömmt der Jude. Die vornehmsten Leute, die drei oder vier Kinder haben, begnügen sich mit sechs oder acht Stuben, und es giebt Fürsten und Grafen hier, die nur über drei Zimmer gebieten.

Du kannst leicht denken, was hier für eine Armuth herrschen muß; es ist ganz unglaublich, wie elend sich hier viele Leute durchhelfen müssen. Es giebt Zimmer, wo zwei, ja selbst vier Partheien wohnen; dann spannt man Seile über's Kreuz, damit jeder weiß, in welchen Winkel er gehört. Ich weiß das von

Jemandem, der es an mehr als einem Ort so gesehen hat. Dabei giebt es etwa 20,000 Menschen hier, welche Diebe sind; darunter etwa 3000, die nur vom Diebstahl leben und von nichts anderem, so daß man in keinem Hause wohnen kann, wo nicht ein Dieb wäre. Auch in dem Hause, das ich bewohne, gerade neben meinem Zimmer, sind vor vierzehn Tagen fünf silberne Kaffeelöffel gestohlen worden; man weiß, wer die Diebin ist, sie wohnt noch dazu in unserm Hause, aber man kann ihr nichts zu Leide thun, weil man ihr nichts beweisen kann. Es ist eine Person, die schon zweimal jahrelang im Gefängnis saß, die man aber gleichwohl im Losament dulden muß. Man kann nichts anderes thun, als das Zimmer immer genau verschließen, wenn man ausgeht, ja mehrere meiner Freunde, die in lebhaften Straßen wohnen, halten das Zimmer verschlossen, selbst wenn sie zu Hause sind. Kurz, es wäre hier sehr unheimelig zu leben, wenn man nicht Freunde und andere gute Leute hätte, die einem das Leben angenehm machen.

Das Essen ist sehr schlecht im Vergleich mit dem, was man in Basel hat; zum Glück hat man hier nicht halb so viel Appetit, und es giebt Tage, wo man wirklich nichts den Hals hinunter bringt. Beim Morgentrinken verzehre ich viel weniger als daheim, beim Mittagessen desgleichen, Abends trinke ich Thee und esse ein paar kleine Brötchen dazu, und dann könnte ich durchaus nichts mehr essen. Im Sommer werde ich bloß Morgens und Mittags etwas genießen und den Thee Thee sein lassen. Wenn man sich hier nicht sehr in Acht nähme, so würde man beständig unwohl sein; man muß hier leben wie in einem Karthäuserkloster, besonders die Fremden.

Dazu kommt noch, daß das Wetter abscheulich ist. Den Winter hindurch war es einmal 19 Grad kalt und drei Tage darauf sieben Grad Wärme, und so wechselte es immer ab; es sind auch viel mehr Leute, besonders alte Leute gestorben

als sonst. Den ganzen März hindurch schneite es alle paar Tage und fror fast jeden Morgen; Nachmittags aber ist immer ein Koth zum Umkommen. Fast den ganzen Monat war kein Stückchen blauen Himmels zu sehen. Auch jetzt liegt überall tiefer Schnee und die Gassen sind so pflotzig, daß man ohne Überschuhe gewiß immer mit ganz durchnäßten Schuhen und Strümpfen nach Hause käme. Und gleichwohl läßt es hier sich recht angenehm leben, auch wenn man kein überflüssiges Geld hat. Für's erste habe ich wenigstens genug zu thun und dann sind einige sehr schöne Anstalten hier, die ich oft besuche, besonders das Museum, wo über 900 der schönsten Gemälde, ferners über hundert alte Bildsäulen und sonst noch ganz unendlich viele Merkwürdigkeiten zu sehen sind.

Dann ist das Theater, das ich bisweilen besuche, sehr schön mit vortrefflichen Sängern und Schauspielern versehen. Du kannst Dir denken, was man daselbst für Wind macht, wenn ich Dir sage, daß unlängst, als man ein altes deutsches Fest vorstellte, vierhundert Wachskerzen auf der Bühne brannten. Erinnerst Du Dich noch, wenn wir meisterlosig waren, wie man uns immer sagte: Wart nur, bis du unter fremden Leuten bist, da wird man dir die Zunge schaben. Diese Zeit ist nun eingetreten; die Zunge wird mir geschabt wie einst zu Neuenburg, als ich im Welschland war. Was man alles unter die Zähne bekommt, mag ich gar nicht untersuchen; ich bin zufrieden, wenn es nicht ungesund und dabei noch eßbar ist. Wenn der Speisewirth einem Stück Fleisch nicht mehr recht traut, so gießt er eine recht scharfe Brühe darüber, so daß man oft nichts merkt. Die Milch ist ganz erbärmlich schlecht und oft wirklich kaum trinkbar, dagegen ist mein Kaffee, sowie auch der Thee, welchen ich selber mache, sehr gut. Das Brot ist völlig ungesalzen, man kann es am Anfang nicht essen; nach und nach aber gewöhnt man sich daran, und jetzt merke ich es

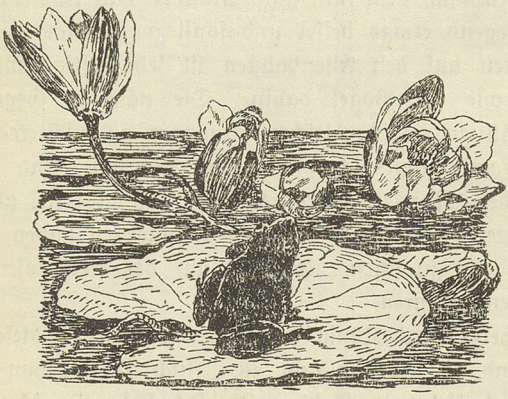
kaum. Das Waſſer iſt lauter Sodbrunnenwaſſer; in ganz Berlin iſt nicht ein einziger laufender Brunnen; weil die Stadt ganz in einer ſandigen Ebene liegt. Dagegen hat faſt jedes Haus und jede Gaſſe ihren Zugbrunnen; glücklicherweiſe liefert der in unſerm Hauſe ziemlich gutes Waſſer. In einigen Gegenden von Berlin hat das Waſſer einen Sumpfgeſchmack.

Wenn man nun aus der Stadt hinaus bei trockenem Wetter ſpazieren geht und nicht der Landſtraße folgen will, ſo geräth man auf Wege, wo einem der dürre gelbe Sand bis über die Knöblein geht, ſo daß man gezwungen iſt in Stiefeln ſpazieren zu gehen. Doch hat man einen großen Wald gerade vor der Stadt, welcher der Thiergarten heißt, und worin feſte Wege ſind. Da ich nur etwa 400 Schritte vom Thor wohne, welches dahin führt, ſo gehe ich ſehr oft dahin, es iſt aber ein langweiliger Spaziergang. Wenn man ſich etwas zu gute thun will, ſo ſitzt man auf die Eiſenbahn und rutſcht in 33 oder 35 Minuten nach dem fünf gute Stunden entfernten Potsdam, wo die Gegend etwas beſſer und ſonſt noch vieles zu ſehen iſt. Das Fahren auf den Eiſenbahnen iſt ſehr luſtig; man fliegt eigentlich wie ein Vogel dahin. Die nächſten Gegenſtände, Bäume, Hütten und dergleichen kann man gar nicht recht unterſcheiden; ſowie man ſich danach umſehen will, ſind ſie ſchon lange vorbei. Nur ſehr ſelten geſchehen Unglücksfälle, gleichwohl giebt es hier viele Leute, die ſich verſchworen haben, nie auf eine Eiſenbahn zu ſitzen. Ich bin auf der Reiſe viermal auf Eiſenbahnen gefahren.

Es heißt, der König von Preußen werde dieſes Jahr ſterben, und er ſelber glaubt es. Auch iſt er ſchon ziemlich ſchwach und ſiebenzig Jahre alt. Ich habe ihn ſchon öfters geſehen. Es heißt, man ſehe im hieſigen Pallaſt bisweilen die weiße Frau, welche das Hausgeſpenſt des preußiſchen Hofes iſt, und immer erſcheint, wenn jemand von der königlichen Familie

sterben soll. Es ist eigentlich eine Gräfin von Orlamünde, welche vor vielen hundert Jahren ihre Kinder ermordet haben soll. Es giebt hier Leute, die sonst sehr vernünftig sind und doch daran glauben. Es wäre merkwürdig, wenn ich hier noch das Begräbnis des Königs sehen könnte. Man spricht hier ganz ungescheut von dem nahen Tod des Königs.

Nun weißt Du so ziemlich, liebes Dörli, wie ich es hier habe, und wie es mir geht. Gott erhalte Dich und mich und die Unsrigen alle, bis wir uns in Basel wiedersehen.

Grüße mir auch von Herzen Deinen Mann und schreibe mir; es freut mich unglaublich, wenn es auch nur ein paar Worte sind. In anderthalb Jahren sehen wir uns, will's Gott, fröhlich wieder. Dein K . . .

J . . . . ist gesund und wohl und läßt Dich herzlich grüßen.